

高尔泰

Gao Ertai

Erinnern aus dem Exil

寻找家园

Von Anja Sommerer

„Auf der Suche nach einem Zuhause“ (*Xunzhao jiyuan*) heißt die Autobiographie des chinesischen Schriftstellers Gao Ertai. Sie ist in gekürzter Fassung 2004 in der Volksrepublik China, in ungekürzter Fassung 2009 in Taiwan erschienen. Teile daraus wurden nun auch ins Englische übersetzt und sind unter dem Titel *In Search of My Homeland* bei HarperCollins Publishers, New York, herausgegeben worden. In seinen Erinnerungen zeichnet Gao Ertai Teile seines Lebens in China nach, seine Kindheit zur Zeit der japanischen Besetzung und des Bürgerkrieges, die Jahre der Umerziehung im Arbeitslager und seine Flucht 1992 über Hongkong in die Vereinigten Staaten. Seine Texte sind von hoher Intensität und basieren teils auf Aufzeichnungen, die der Autor heimlich noch in der VR China angefertigt hat, und teils auf Niederschriften aus dem Exil.

1935 wurde Gao Ertai in Gaochun im Südwesten der Provinz Jiangsu geboren. Bereits in jungen Jahren brachte ihm sein Vater das Malen bei und führte ihn an die chinesische Lyrik heran. Im Kapitel „Überschreiten des Horizonts“ seiner Autobiographie beschreibt er den Aufbruch aus seiner Kinderstube:

Damals war ich vierzehn Jahre alt und sollte in Suzhou auf die Kunstfachschule gehen. Meine Reise per Dampfschiff und Zug sollte drei Tage dauern. Es war das erste Mal, dass ich auf so eine weite Reise ging, und in meiner Familie waren alle mit meinem bevorstehenden Auf-



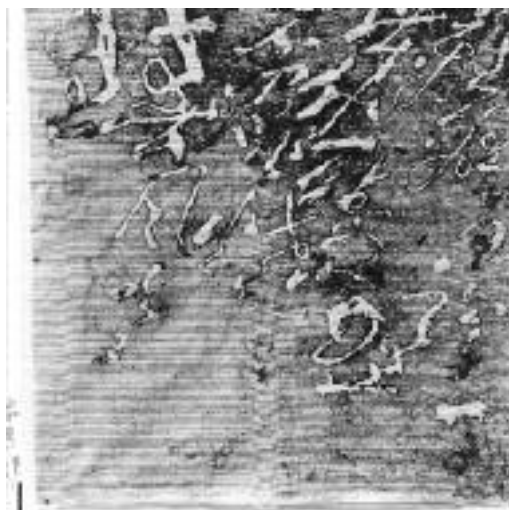
bruch beschäftigt. Mein Vater beschaffte das Geld und meine Mutter traf die Reisevorbereitungen. Sie schnitt Kleider zu, stellte Schuhe her, nähte eine wattierte Steppdecke, brät Fischescheiben, ließ Krabben in der Sonne trocknen, salzte Gemüse und legte Knoblauch ein, röstete Puffreis, machte Sesam- und Erdnussbonbons und verschiedene Sorten kandierter Früchte. ... Während sie all das tat, gab sie mir die unterschiedlichsten Ratsschläge folgender Art: Von nun an musst du selbst wissen, dass du dich warm anziehen und wann du die Kleider ausziehen musst, wenn es warm wird. Gehst du bei Regen raus, musst du Gummiüberschuhe tragen, keine Stoffschuhe, denn sie saugen sich voll Wasser und trocknen tagelang nicht; in dieser Zeit hast du dann keine Schuhe zum Anziehen. Schlaf gerade und leg dich nicht schräg ins Bett, du könntest andere im Schlaf treten, so dass sie geweckt werden und mit dir schimpfen. ... Wenn du deine Kleider wechselst, wasch die Wäsche gleich. Du musst erst die Sachen einseifen, sie danach kurz einweichen lassen und dann noch einmal scheuern. Du musst sie richtig durchwalken, nicht nur hier ein bisschen und dort ein bisschen ... und so weiter und so fort. Oft hörte ich zu und war irgendwann mit meinen Gedanken weit weg, ohne mitzubekommen, was sie noch alles sagte.

Meine Mutter hatte so viele Sachen vorbereitet, dass ich unmöglich alles mitnehmen konnte. Sie packte die Taschen so voll, dass ich mich mit dem geschulterten Gepäck nicht mehr von der Stelle bewegen konnte. Dann nahm sie wieder

etwas heraus, und sowie sie etwas ausgepackt hatte, schätzte sie das Gewicht der Tasche ab. Dann ließ sie mich wieder und wieder probieren, um zu sehen, ob ich es tragen konnte. Immer hatte sie das Gefühl, dass ich zu wenig dabei hätte und die Taschen immer noch zu schwer seien, bis schließlich mein Vater eingriff und sagte, so ginge es. Wenn ich mit solchen schwierigen Hindernissen konfrontiert würde, so würde es mich wenigstens abhärten. Zu mir sagte er jedoch: „Es liegt daran, dass wir kein Geld haben, sonst hätte ich dich nach Suzhou begleitet.“

Am Tag meiner Abreise gab mein Vater mir einen Brief, in dem Punkt für Punkt aufgeschrieben war, auf welche Schwierigkeiten ich während der Reise stoßen könnte und wie ich diese Probleme lösen sollte. Außer was ich machen sollte, wenn ich die Straße vom Schiffspier zum Bahnhof nicht finden würde, und was ich machen sollte, wenn der Zug mitten in der Nacht ankäme, hatte er mir alles schon gesagt und seine Zeilen sollten mir als Merkhilfe dienen. Ich glaubte meinerseits, dass all diese Dinge nicht der Rede wert waren. ...

Die Schiffssirene ertönte, die Laufplanke wurde eingeholt. Meine Mutter rief mir vom Ufer zu, oft zu schreiben, auf alle Fälle, sobald



Die Abbildungen zeigen Arbeiten von Gao Ertai

Der Dampfer zitterte im Motorenlärm; wir bewegten uns immer weiter vom Ufer weg und kurz darauf überschritten wir wie selbstverständlich den Horizont. Aber die Landschaft blieb nach wie vor die gleiche, und die neue Welt war nicht neu, sondern wie eine Verlängerung der alten, mit dem einzigen Unterschied, dass ich kein Zuhause mehr hatte.

„Wenn ich mit solchen schwierigen Hindernissen konfrontiert würde, so würde es mich wenigstens abhärten.“

ich angekommen sei. Ich wollte auch etwas hüberschreien, aber anscheinend waren mir die Tränen schon in die Augen gestiegen und ich brachte keinen Ton heraus. Ich konnte daher nur mehr mit dem Kopf nicken. ...

Jemand von der Schiffsbesatzung kam und wies uns an, nach innen zu gehen. Wir stiegen also nach unten ins Schiffsinne, ich steckte den Kopf aus einem Bullauge und schaute zurück. Der Kai lag schon weit hinter uns, aber ich konnte über die Entfernung immer noch meine Eltern dort stehen und winken sehen, unwillkürlich kamen mir wieder die Tränen.

Die von Gao Ertai beschriebenen Szenen der elterlichen Reisevorbereitung zeugen von einer großen familiären Innigkeit, und der ganze erste Teil seiner Autobiographie, der sich vorwiegend seiner Kindheit widmet, spiegelt eine tiefe Verbundenheit mit seinem Heimatland wider.

Als junger Kunsterzieher in Lanzhou verfasste Gao Ertai den Aufsatz „Über das Schöne“ (Lunmei), der 1957 in der Zeitschrift „Neuer Aufbau“ (Xin jianshe) publiziert wurde und in dem er seine Anschauungen zu einem subjektiven Ästhetikbegriff darlegte. „Wenn ich den subjektiven Charakter der Schönheit bekräftigte, dann hob ich auch die subjektive Natur des Menschen hervor, seine Würde, seine Rechte und seine Freiheit. Dies lief den von der Partei betonten Prinzipien des einheitlichen Willens

und der Unterordnung unter die Führung und unter die Mehrheit zuwider.“ Aufgrund dieses Aufsatzes wurde Gao Ertai 1957 im Zuge der Antirechtskampagne zu Umerziehung durch Arbeit auf unbestimmte Zeit verurteilt.

Im folgenden Auszug aus dem Kapitel „Wüstendatteln“ in einer Textversion vor Erscheinen der gesamten Autobiographie schildert Gao Ertai alltägliche Begebenheiten sowie ein besonderes Ereignis aus der Zeit von 1957 bis 1959, in der er im Umerziehungslager Jiabian-gou interniert war. Fast keiner seiner Mitgefangenen hat diese Zeit dort überlebt.

drängt und vom Elend wie von einem Schleifstein wieder und wieder geschliffen, so dass wir letzten Endes einander so glichen wie ebendiese Steine.

Tagsüber arbeiteten wir und abends hielten wir Versammlungen ab, um zu „lernen“. Die Arbeit bestand darin, den salz- und alkalihaltigen Boden in der Tiefebene der Wüste Gobi zum Zweck der Entsalzung aufzugraben. Die von uns gegrabenen Entsalzungskanäle wurden oft von Sandstürmen wieder zugeweht. Aufgegraben, zugeweht, aufgegraben, zugeweht – angeblich sollten diese Maßnahmen nicht nur den Salz-

„Diese endlosen Tage kamen und gingen, sie schienen unerschöpflich zu sein und waren alle gleich.“

Die Wüste Gobi ist eintönig. Sie kennt keine Variation in Farbe oder Klang. Runde Steine erstrecken sich kein Ende nehmend von deinen Füßen bis zum Horizont, und alle haben ungefähr die gleiche Form. ...

Wir kamen aus allen Landesteilen und unter uns gab es „Rechte Elemente“, Gauner und Diebe, Fachleute, die studiert hatten, und Bauern, die nicht ein einziges Schriftzeichen kannten. All diese von Herkunft, persönlicher Geschichte, Kultur, Bildung, ideologischer Ausrichtung und Charakter so völlig unterschiedlichen Menschen waren nun hier zusammenge-

boden umgestalten, sondern auch die Menschen. Die Versammlungen waren gewöhnlich Gruppenversammlungen. Eine Gruppe bestand aus etwa zehn Leuten, die alle in derselben Baracke wohnten und sich ein langes Bett teilten. Auf diesem hatte jeder seinen festgelegten Platz. Im dämmrigen Licht der Petroleumlampe, die eine umfunktionierte Tuscheflasche war und daher nur einen winzigen Lichtkreis zustande brachte, mussten sich alle der Reihe nach äußern, sich einer Selbstprüfung unterziehen und andere beschuldigen. Unter dem Vorsitz des Gruppenleiters wurden verschiedene Themen



behandelt, zum Beispiel wer bei der Arbeit trödelte, wer zynische Bemerkungen gemacht hatte oder wer widerwillig war. Das waren alles kleinere Vorfälle (bei größeren Vergehen wartete man nicht erst bis zum Abend). Und so ging es Tag für Tag, die Themen gingen bis in alle Ewigkeit nicht aus. Diese endlosen Tage kamen und gingen, sie schienen unerschöpflich zu sein und waren alle gleich, genau wie die Steine. ...

Jeden Tag wurden wir bei Sonnenaufgang per Trillerpfeife geweckt, stiegen aus dem „Bett“ und stellten uns in die Schlange, um auf das „Essen“ zu warten. Nach dem Essen brachen wir sofort zur Arbeit auf. Unser Essen bestand manchmal aus Hirsebrei, der zusammen mit grünem Gemüse, Chinakohl, Rüben, Karotten oder Kartoffeln gekocht wurde. Zuweilen wurden diese Gemüsesorten erst gekocht und dann einfach mit Mais- oder Sorghummehl bestreut und umgerührt. Dieser Brei enthielt wenig Getreide und viel Gemüse, weder Salz noch Fett und war sehr dünn. Wäre er ein bisschen dicker gewesen, hätte man ihn für Schweinefutter halten können. Jeden Morgen und jeden Abend gab es die-

so, dass einer nach dem anderen an die Reihe kam. Dies gehörte zu den Dingen, die sich in jeder Gruppe ganz natürlich herausbildeten und nicht von oben geregelt wurden. Überall wurde es so gemacht.

Auch ich schabte, ich nahm dazu meinen kleinen Aluminiumlöffel und fuhr immer wieder von oben nach unten im Uhrzeigersinn an der Innenwand des Essenseimers entlang, und während ich kratzte, aß ich. Hatte ich alles bis zum Boden ausgekratzt, stellte ich den Kübel schräg und arbeitete wieder von oben nach unten, bis ich den letzten Rest Suppe in einer Ecke zusammen hatte. Mit dieser Methode konnte man am saubersten arbeiten und noch das meiste herausholen. Dieser mit Holzfasern vermischte Brei schmeckte teils nach Holz, teils nach Aluminium, aber kein bisschen durfte davon verschwendet werden. In unserem Lager gab es daher an die hundert solcher Essenseimer, deren Außenseiten alle schwarz vor Dreck waren, während ihr Inneres in frischem Hellbraun leuchtete, als wären sie neu. Ganz wie von selbst entstanden solch wunderliche Szenen. ...

„Der instinktive Wille zu leben war es, der mich zwang, mit dem Schreiben zu beginnen.“

sen Brei; wir nannten ihn „huhu“, „Kleisterbrei“. Jede Gruppe bekam einen großen hölzernen Kübel zugeteilt, den sie selbst abholen und aufteilen musste. Der Gruppenleiter teilte jedem eine Schöpfkelle voll zu; diese Menge passte genau in unsere Einheitsaluminiumschalen mittlerer Größe. Das, was danach noch übrigblieb, wurde noch einmal gleichmäßig aufgeteilt. Selbst wenn nur ein kleiner Rest blieb, musste auch dieser gerecht geteilt werden. Ganz zum Schluss blieb nur der leere Kübel, den einer von uns dann auskratzen durfte.

Nachdem wir unseren Kleisterbrei aufgegesen hatten, leckten wir erst alle unsere Schalen aus. An den Innenflächen des Kübels klebte nach der Verteilung des Essens immer noch eine dünne Schicht und ursprünglich war es so, dass sich derjenige, der zuerst aufgeessen hatte, daran machte, diese Schicht abzuschaben. Anfangs hatte es um dieses Privileg heftige Kämpfe gegeben, daher regelten wir es später

Zu der Zeit, als ich den Baum entdeckte, war es ausgerechnet Spätherbst, und die Früchte waren gerade reif. Den ganzen Nachmittag zerbrach ich mir den Kopf darüber, wie ich nur an sie herankommen konnte. Die Tage waren kalt und es wurde schon früh dunkel. Als wir nach der Arbeit im Gänsemarsch zum Lager zurückgingen, ging die Sonne schon unter. Beim Aufbruch zögerte ich einen Augenblick und stellte mich als Letzter in die Reihe. Ein kurzes Stück ging ich mit, um mich zu vergewissern, ob auch bestimmt keiner aufpasste, dann sprang ich seitlich in den Graben und hockte mich hin.